

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Band: 5 (1955)

Heft: 4

Bibliographie: Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KURZE HINWEISE BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

MARC BLOCH, *Esquisse d'une histoire monétaire de l'Europe*. Armand Colin, Paris 1954. 96 p. (Cahiers des Annales, 9.) — Il s'agit là de la publication de cours professés, à des dates diverses, de notes qui n'étaient pas destinées à paraître, du moins sous leur forme schématique, inachevée. Qu'on ne s'attende donc pas à un ouvrage qui ait le caractère définitif des *Caractères originaux de l'histoire rurale française*, ni des études que ce grand maître de l'histoire économique a publiées sur la société féodale. Mais cette esquisse, dans son caractère élémentaire, est une utile introduction à la connaissance des phénomènes monétaires, indispensable à la recherche en histoire économique.

L'ouvrage ne contient qu'une brève référence à l'histoire monétaire de l'antiquité, le rappel que la monnaie métallique est un héritage méditerranéen. Il part ensuite du régime de la frappe institué par la réforme de Constantin pour évoquer le morcellement, la diversité, l'anarchie monétaire des royaumes barbares, l'abandon du monopole royal de la frappe, puis la tentative des Carolingiens qui cherchent à restaurer à l'Etat le privilège de battre monnaie. C'est l'occasion pour l'auteur d'analyser les rapports complexes qui existaient alors entre la monnaie de frappe et la monnaie de compte. La monnaie circulait peu : il fallait à chaque petit groupe, tournant autour d'un étroit marché local, son atelier monétaire et son échelle de valeurs.

Le XIII^e siècle, avec Saint-Louis, inaugure une période nouvelle. La monnaie du roi primera dès lors les monnaies particulières. La frappe de l'or, presque interrompue durant près de trois siècles, reprend, signe d'un développement des relations commerciales internationales. Marc Bloch consacre une analyse détaillée aux « mutations », aux « affaiblissements », à leur mécanisme, à leurs raisons, qui se résument d'une part aux nécessités des trésoreries royales et d'autre part aux conditions d'une économie d'échange de plus en plus développée et ne disposant pas des moyens monétaires nécessaires à son expansion. C'est là, en une quarantaine de pages, la partie principale de l'ouvrage et la plus riche.

Le dernier chapitre devait traiter du « régime monétaire de l'ère capitaliste ». Fragmentaire, inachevé, il se borne à ouvrir quelques questions. Il nous laisse le regret de l'œuvre interrompue, de l'étude brutalement arrêtée.

G. A. Chevallaz

EDUARD MEYER, *Geschichte des Altertums*. Neudruck Bd. I, 1, 6. Auflage, I, 2, 7. Aufl., III, 3. Aufl., IV, 1, 5. Aufl. Halbleder. Verlag Benno Schwabe, Basel 1953/54. — In Band 4, 1954, S. 299 f., dieser Zeitschrift habe ich das Erscheinen des zweiten Bandes der Neuauflage der Geschichte des Altertums in unverändertem Neudruck kurz angezeigt. Inzwischen sind in Fortsetzung dieses Neudrucks alle diejenigen Bände neu erschienen, die teils noch wie die beiden Teile des ersten Bandes von Eduard Meyer selber herausgegeben wurden, teils wie Band III und IV, 1 nach seinem Tode von seinem Schüler Hans Erich Stier. In Band I, 1 fehlt das Vorwort zur 5. Auflage von 1925, die noch von Eduard Meyer stammt; es ist also offenbar die im übrigen damit identische 3. Auflage von 1910 zugrundegelegt; sonst entspricht der Text den jeweils letzten Auflagen der betreffenden Bände. Meine früheren allgemeinen Bemerkungen zu diesem Unternehmen möchte ich hier nicht wiederholen, doch sei zur Orientierung des Lesers bemerkt, daß der Text von Band I, 2 (Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum sechzehnten Jahrhundert) aus dem Jahre 1913, derjenige von Band I, 1 (Einleitung. Elemente der Anthropologie) aus dem Jahre 1910, der hier angehängte Nachtrag über die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens aus dem Jahre 1925 stammt. Zu seiner Zeit war gerade dieser erste Band mit seiner souveränen Beherrschung des enormen, verstreuten Quellenmaterials eine großartige und einmalige Leistung, aber gerade hier ist der Zuwachs an neuen Kenntnissen durch die Ausgrabungen der Zwischenkriegszeit und nach dem zweiten Weltkriege, die geradezu ganze Welten, die bisher unbekannt waren, neu erschlossen haben, so gewaltig, daß gerade dieser Band heute aufs stärkste überholt ist, was auch für den chronologischen Nachtrag gilt. Die durch H. E. Stier besorgte, sogenannte Neuauflage von Band III und IV, 1 war schon bei ihrem Erscheinen in den Jahren 1937 und 1939 eine sehr problematische Sache, da ihr Text für Band III im wesentlichen aus dem Jahr 1893, für Band IV, 1 aus dem Jahre 1900/01 stammte. An dem alten Text war mit Recht nur ganz geringfügig an einzelnen Stellen geändert worden, aber eben mit dem Erfolg, daß diese Neuauflage weder Fisch noch Vogel war, keine Neuauflage, die diese Bezeichnung zu Recht getragen hätte, aber auch kein unveränderter Abdruck des alten Textes. Von dem Gesamtwerk steht nun noch Band IV, 2 aus, zu dessen Neuausgabe Stier vor dem Ausbruch des zweiten Weltkriegs nicht mehr gekommen war. Man wird gespannt sein dürfen, wie dieser Band, der die Zeit vom Ausbruch des Peloponnesischen Krieges bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts umfaßt, in der Neuausgabe aussehen wird. Zu einer weiteren Fortsetzung seiner wahrhaft monumentalen Geschichte des Altertums ist Eduard Meyer ja nicht mehr gekommen.

Ernst Meyer

FERDINAND GREGOROVIVS, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis XVI. Jahrhundert*. Neu hg. von Waldemar Kampf. Siebentes bis zwölftes Buch. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1954. XXVII u. 964 S. — Der vorliegende zweite Band dieser Neuausgabe teilt mit dem an dieser Stelle (vgl. SZG V [1955], S. 129) bereits angezeigten ersten alle wesentlichen Eigenschaften, Vorzüge wie Mängel.

Hinsichtlich der Textgestaltung fragt man sich, was den Herausgeber bewogen habe, dem Namen des katalanischen Kirchenrechtlers die merk-

würdige Zwitterform «Raimund da Peñaforte» zu verleihen (S. 554) und sie (S. 899) ausdrücklich als «Verbesserung» auszugeben.

Deutlicher noch als im ersten Band zeigen sich hier die Unzulänglichkeiten, welche die unbekümmerten Streichungen des Herausgebers am Anmerkungsapparat der von G. selbst besorgten Auflagen nach sich ziehen. Mögen sich diese Auslassungen im Falle von Petrarca's Romerlebnis noch mit dem Hinweis auf einen Aufsatz von Marcipati — in: Roma XV (1937) — rechtfertigen lassen, so fallen sie bei anderen, von G. vielfältig herangezogenen Quellen um so eher ins Gewicht. Es gilt das sowohl für Poggios Beschreibung der Stadt und ihres baulichen Zustandes (S. 891ff.), deren Angaben G. für seine Bedürfnisse anders ordnet, wie vor allem für den Reisebericht des Rabbiners Benjamin von Tudela, für den G. öfters einen von den heute maßgebenden Ausgaben abweichenden Wortlaut gibt (S. 282ff.).

Einwände gleicher Art müssen schließlich auch gegenüber dem Literaturanhang erhoben werden, in dem der Leser vergeblich nach den einschlägigen Quellenausgaben Ausschau hält.

Hans Meßmer

PAUL KLÄUI, *Von der Ausbreitung des Christentums zwischen Untersee und oberem Zürichsee im 7. Jahrhundert*. Vortrag, gehalten in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich am 20. Oktober 1953. Kommissionsverlag Hans Rohr, Zürich 1954. 32 S. — Niemand wohl bestreitet grundsätzlich den Wert von Patroziniumsarbeiten, welche sich die Ermittlung der Gründungszeit und Herkunft von Kultstätten und Kirchentiteln im Umfang einer Diözese oder eines abgeschlossenen Bezirks als Aufgabe stellen. Allein, von Ausnahmen abgesehen, müssen derlei Studien, wenn sie zum eigentlichen Ziel, der Ausbreitung des Christentums, vordringen sollen, nicht einzig durch Einbeziehung in weitere räumliche Komplexe, sondern ebenso durch Heraushebung wichtiger Einzelteile ergänzt und befruchtet werden, und da die religiösen Verhältnisse in der Nord- und Ostschweiz des 7. Jahrhunderts noch immer spärlich aufgeklärt sind, kommt zwei jüngsten Untersuchungen hohe Bedeutung zu. Vor kurzem hat H. Büttner in der Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte (1954, S. 225 ff.) die Entstehung der Konstanzer Diözesangrenzen neuerdings fachmännisch geprüft und dabei gut verankerte und scharfsinnige Erkenntnisse für den burgundisch-rätischen Grenzraum im 7. Jahrhundert gesichert. In seiner äußerst gediegenen kleinen Einzelmonographie erforscht P. Kläui das Gebiet zwischen dem unteren Bodensee und dem oberen Zürichsee im 7. Jahrhundert, d. h. die frühen religiösen Verhältnisse an der sekundären Römerstraße, die vor alters den Walensee und Kempraten mit Irgenhausen, Oberwinterthur und Pfyn, des weiteren mit Eschenz und Arbon verband. Die sehr interessante und lehrreiche Untersuchung, die vom Benignus-Patrozinium in Pfäffikon (ZH) ausgeht und sich allseitig mit klarem Blick und sicherer Stoffbeherrschung auf die letzten Ergebnisse der Archäologie und Siedlungsgeschichte, die grundherrlichen Bedingungen und Kirchenpatrozinien der Gegend stützt, gelangt zur Erfassung von vier deutlich sich abzeichnenden Stufen der Missionierung und Kirchengründung. Auf die spätantike oder rätische folgt im Zusammenhang mit der Entstehung und Ausbreitung des Bistums Konstanz die dagobertisch-burgundische Periode; die in der

zweiten Hälfte des 7. und zu Beginn des 8. Jahrhunderts einsetzende fränkisch-grundherrliche Zeitspanne wird von der klösterlich-st.gallischen abgelöst. Ohne Zweifel kann und will die vorliegende Studie Vorbild und Muster sein, denn es müßte sich lohnen, anderswo, zumal längs der einstigen Römerstraßen, ähnliche Forschungen anzustellen. Es wäre z. B. sicher der Mühe wert, einmal die Römerstraße von Chur nach Bregenz analog zu untersuchen; nicht weniger deutlich würden sich dort die verschiedenen gerichteten und gearteten Wellen der Christianisierung und Kirchengründung abheben.

Eugen Gruber

WOLFGANG BRÜSKE, *Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Deutsch-wendische Beziehungen des 10.—12. Jahrhunderts.* (Mitteldeutsche Forschungen. Herausgegeben von Reinhold Olesch, Walter Schlesinger, Ludwig Erich Schmitt.) Böhlau-Verlag, Münster-Köln 1955. XIII u. 256 S. — Die Geschichte der Lutizen, also des Kampfbundes der Slaven im nördlichen Teil des Raums zwischen Elbe und Oder, der die Verteidigung seines Slaven- und Heidentums gegen deutsches Reich und christliche Kirche zäh, lange und rühmlich führte, ist von hoher Bedeutung für verschiedene Teilgebiete der Geschichtswissenschaft und hat seit über hundert Jahren eine reiche Literatur aufzuweisen. Der Verfasser des vorliegenden Buches will nicht eine abschließende Geschichte der Lutizen geben — eine solche ist bei der Ungelöstheit vieler Fragen noch lange nicht möglich (Vorwort S. XI) — sondern er zieht mit einer großen Eindringlichkeit der kritischen Auseinandersetzung das Fazit aus dem bisher Erarbeiteten und macht klar, wie weit der gewonnene Grund sicher ist und wo er trotz vieler Bemühungen noch schwankt.

Zwei Haupttendenzen: einerseits das sicher Bekannte durch strenge Sichtung herauszustellen, andererseits fordernd auf das noch Ungeklärte, bisher fragwürdig Gedeutete zu weisen, durchdringen sich im ganzen Buch, doch kommt in der ersten Hälfte mehr die erste, in der zweiten mehr die zweite zur Geltung. Im ersten Teil (S. 15—118) wird die äußere Geschichte der Lutizen erzählt; der Quellenlage entsprechend handelt es sich im wesentlichen um eine Geschichte der deutsch-wendischen Kriege. Der Verfasser widmet auch der «ideologischen Seite», der jeweils auf deutscher Seite maßgebenden Auffassung vom Wesen des Heidenkrieges Aufmerksamkeit. Nüchterne Strenge im ständigen Blick auf die Quellen und in der Diskussion bisheriger Meinungen (z. B. in der Wikingerfrage, S. 100ff.) geben der Darstellung das Gepräge.

Der zweite Teil (ab S. 119) befaßt sich hauptsächlich mit topographischen Einzelfragen. Das kurze Kapitel «Probleme der wendischen Kulturgeschichte» meint nur solche Probleme, die mit der historischen Geographie zusammenhängen; einen verfassungsgeschichtlichen Abschnitt hat Brüske vorbereitet, aber schließlich (leider) nicht mit abgedruckt (Vorwort S. XII). Religionsgeschichtlich begnügt er sich auch mit dem Hinweis auf die gerade in den letzten Jahren sehr intensive Diskussion (S. 119, Anm. 2). Es werden dann die in den Bereich des Lutizenbundes fallenden Stämme, Landschaften und wichtigen Ortsnamen in den überlieferten Namensformen nebst weiteren aufschlußreichen Abgaben der Quellen abgedruckt und mit Hilfe der etymologischen und archäologischen Literatur ausgewertet. Nur zu häufig

münden die Lokalisierungsfragen noch in einem non liquet, wie z. B. die nach der Lage des Tempelorts Rethra. Intensive Zusammenarbeit von Quellenkritik, Ortsnamenforschung und Ausgrabungstätigkeit ist ein Hauptanliegen des Autors; von ihr erhofft er weitere Fortschritte der Erkenntnis. Eine gute Karte der Wohnsitze der lutizischen Völker ergänzt diesen zweiten Teil des Buches.

Der hohe Wert des Buches für den Spezialisten ist wohl aus dem Gesagten klar geworden; aber auch für den am Thema innerhalb weiterer Zusammenhänge Interessierten ist namentlich der erste, darstellende Teil wertvoll, weil er in klarer Form darüber belehrt, wie weit das sicher Belegte geht und wo die Hypothesen anfangen.

Rudolf Bächtold

Die Briefe Kaiser Heinrichs IV. Mit den Quellen zu Canossa. Übersetzt und erläutert von KARL LANGOSCH. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Band 98, Böhlau-Verlag, Münster/Köln 1954, 180 S. — Die dritte Gesamtausgabe der «Geschichtschreiber deutscher Vorzeit» ist durch manche Stockungen in ihrem Wachstum gehindert worden. Dem Einsatz von Karl Langosch, der die vornehme Tradition der Reihe nun pflegt, ist ihr neuerliches Aufleben und seiner eigenen Herausgebertätigkeit der Band zu danken, der im Vorjahr erschienen ist und die Briefe Heinrichs IV. mit ergänzenden Stücken enthält.

Der Übersetzung liegt die Monumenta-Ausgabe von Carl Erdmann zugrunde, dessen Andenken der Band gewidmet ist. So konnte auf sicherem Boden gearbeitet werden; aber Langoschs Edition hat einen wesentlichen Selbständigkeitswert nicht nur durch die Meisterschaft seiner sprachlichen Neufassung, sondern auch durch den Kommentar, der sich in ungemein genauer Weise an den Text und seine Eigentümlichkeiten, Schwierigkeiten anschließt und dem Leser eine nie versagende und leicht zu erschließende Hilfe ist, namentlich aber durch die Einleitung, in der das Genre des mittelalterlichen Briefs, der besondere Stil der vorliegenden Zeugnisse ebensogut wie die Überlieferungsfragen und die historische Situation auf das klarste und zuverlässigste dem Laien vermittelt, aber auch für den Historiker in vollkommener Weise zusammengefaßt werden.

Die Bereicherung der Texte um drei wichtigste unmittelbar zugehörige Dokumente (das Absageschreiben der deutschen Bischöfe an Gregor VII., Heinrichs Gelöbnis an denselben und das Dekret der Synode von Brixen) und vor allem um sieben Quellenstücke zu den Vorgängen von Canossa kommt nicht nur der allgemeinen Vorstellung entgegen, in welcher sich diese letzten fast allzu eng mit der Gestalt Heinrichs IV. verbinden, sie gestattet auch einen lohnenden Blick in die Vielfalt der geschichtlichen Überlieferung und der Versuche, einem bestimmten Bild von dem Kaiser zur Gültigkeit zu verhelfen. Damit erfüllt der Band in besonderer Weise den Zweck der Sammlung, die Vergangenheit in ihrer lebensvollen Problematik erstehen zu lassen.

H. Helbling

KARL LANGOSCH, *Hymnen und Vagantenlieder.* Lateinische Lyrik des Mittelalters mit deutschen Versen. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1954. 344 S. — Die Ausgabe enthält die sämtlichen Gedichte des Primas Hugo von Orléans (um 1140), eines verlumpten Magisters und eminenten Vers-

künstlers, dessen Werk einst mustergültig durch Wilhelm Meyer restituiert und kommentiert wurde. Auf Grund langjähriger eigener Forschung macht L. dies mit einer Erstübersetzung neu zugänglich. Dahinter stellt er die schon mehrfach edierten 10 Gedichte des berühmten Archipoeta, der auf dieser Folie nur um so gesunder wirkt; leider, nach Grimm und Manitius, nun mit einer dritten Numerierung, die L. mit dem Wunsche rechtfertigt, «dieser Materie so viel Leben wie möglich einzuhauchen» (314). Dem sehr ausführlichen Apparat kommt auch hier eine lange Spezialbeschäftigung des Editors zugute. Entgangen ist ihm die allerdings nur in kleiner Auflage gedruckte Umdichtung von Karl Wolfskehl (München 1922), und sie würde ihm auch kaum zusagen: weil sie in ihrer genialen Unbekümmertheit und auch übermütigen Gewaltsamkeit eine Dimension des Archipoeta aufreißt, von der der brave Burschenschaftler- und Schulmeisterton der übrigen Übersetzer sich nichts träumen läßt. — Von diesen beiden einprägsamen Randfiguren eines großen Dichterjahrhunderts schreitet L. nun nicht weiter etwa zu den *Carmina Burana*, sondern rückwärts zu den «Cambridger Liedern», die im Deutschland Kaiser Heinrichs III. gesammelt wurden und heute im Textdruck von W. Bulst (Editiones Heidelbergenses) vollständig, tadellos und billig erreichbar sind. Von den mehr weltlichen Texten der vielschichtigen Sammlung bringt L. die 14 sprechendsten zum Abdruck. Und nun hat er an die Spitze noch 33 Hymnen und Sequenzen als erstes Viertel seines Buches gestellt, geordnet nach ihrer liturgischen Verwendung (also nicht historisch, auch ohne Datierung der vielen Anonyma); «eine sehr bescheidene Auswahl», wie er selber sagt. In der Tat: 33 Proben von dem, worauf ein ganzes Jahrtausend seine tiefsten Kräfte versammelte, alle auf reinem Goldgrund, vereint mit den 27 Texten jenes Primas, Betteleien und gar senile Schmutzereien! Auch sonst wäre manches anzumerken. Die Hymnentexte sind, soweit nicht W. Bulst aushalf, den Ausgaben von Dreves und Blume auch da nachgedruckt, wo diese überholt sind. Die Notizen über Notkers Strophenform (287 f.) sind, gelinde gesagt, veraltet.

L. hat sämtliche von ihm gebrachten Texte neu verdeutscht. Seine Übersetzungen sind stellenweise gewandt, aber als «deutsche Verse» können sie nicht gelobt werden. L. betont (283), daß er weniger auf Wort- (oder auch Formen-) als auf Sinntreue ausgehe. . . und dabei wird sogar der Sinn manchmal nur aus dem Lateinischen verständlich. Daß aber eine Übersetzung gerade aus dem Mittellateinischen zunächst stilecht sein sollte, daß diese Gedichte ihren eigenen Geist, ihre strenge Tonart, ihre unabdingbare Form, daß dazu die Hymnen ihre cathedralische Hoheit haben — daran ist nirgends ein Gedanke. — Ein besonderes Lob kommt dem schönen Druckbilde zu.

W. von den Steinen

BERTHA WIDMER, *Heilsordnung und Zeitgeschehen in der Mystik Hildegards von Bingen*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Edgar Bonjour und Werner Kaegi, Band 52. Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1955. VIII u. 286 S. — Das Werk der großen Prophetin des 12. Jahrhunderts systematisch darzustellen und zu interpretieren, bedeutet ein äußerst anspruchsvolles Unternehmen, trotz der umfangreichen Literatur, die über Hildegard bereits besteht. Die Verfasserin hat es mit einer bewundernswerten Überlegenheit des historischen,

kunstgeschichtlichen und vor allem theologisch-philosophischen Wissens durchgeführt. Die heute schwer zugängliche Eigenart eines vorscholastischen Bilder- und Symboldenkens, das in Hildegards großen Lehrvisionen seine eigentliche Form findet, ist vor allem durch die Arbeiten von Hans Liebeschütz schon früher untersucht worden. Jetzt wird der schon lang bestehende Wunsch nach einer umfassenden und systematischen Darstellung von Hildegards wichtigsten Themenkomplexen auf meisterhafte Weise erfüllt. Wenn bei diesem Versuch der Systematisierung die einzelnen Werke als solche zurücktreten vor einem Mosaik von Zitaten, so nimmt man dies gerne in Kauf, da so gerade wieder deutlich wird, wie dicht, geschlossen und auf seine Art folgerichtig dieses Denken an sich ist. Und die reichen, fast überbefrachteten Anmerkungen mit ihren Nachweisen aus mittelalterlichen, patristischen und antiken Quellen zeigen die mächtige Tradition, die dahinter steht; sie sind eine Fundgrube für sich. Das Einleitungskapitel über Leben und Werk Hildegards liefert Beiträge zur Echtheitsfrage einzelner Schriften, und das letzte Kapitel untersucht die Stellungnahme Hildegards zu den konkreten politischen und religiösen Vorgängen ihrer Zeit. Bei dem Buch Bertha Widmers handelt es sich somit um einen ausgezeichneten Beitrag zum Verständnis des mittelalterlichen Symbolismus in Theologie, bildender Kunst, Wissenschaft und Dichtung, ganz abgesehen von seinem monographischen Wert und den neuen Einblicken in die Zeitgeschichte des 12. Jahrhunderts.

Max Wehrli

JOACHIM VADIAN, *Brevis Indicatura Symbolorum. Kurze Erklärung der Glaubensbekenntnisse. 1522.* Herausgegeben von Conradin Bonorand, Textbereinigung und deutsche Übersetzung von Konrad Müller. Band 4 der Vadianstudien. Verlag der Fehrschen Buchhandlung, St. Gallen 1954. 115 S. — Als Band 4 der im Namen des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen von Werner Näf herausgegebenen Vadian-Studien legt uns der Verlag der Fehrschen Buchhandlung St. Gallen eben Vadians *Brevis Indicatura Symbolorum* vor: ein 1522 in drei Tagen verfaßtes, bisher nicht gedrucktes und auch nur noch in zwei handschriftlichen Kopien der Stadtbibliothek St. Gallen (Ms. 64 und 65) vorhandenes Werklein, in dem Vadian nicht etwa, wie der Titel vermuten ließe, überhaupt die alten Bekenntnisse untersucht und in sie einleitet, sondern eigentlich nur in das sog. Apostolicum. Seine Erklärung ist aufs ganze gesehen weder kunstvoll noch besonders originell. Im Aufbau hält sie sich an die mittelalterliche Einteilung des Glaubensbekenntnisses in 12 Artikel (obschon Vadian im Anschluß an Luther auch auf die Dreiteilung: Gott Vater, Sohn und Hl. Geist) aufmerksam macht; inhaltlich besteht sie weitgehend aus Bibelzitat, welche die Schriftgemäßheit der einzelnen Artikel belegen sollen. Das Werklein, das im allgemeinen noch mehr humanistische Einflüsse verrät (vor allem L. Valla, Erasmus, Pico della Mirandola) als reformatorische, hat indes doch seine Bedeutung. Vadian wird durch die *Indicatura* wahrscheinlich der erste unter den Reformatoren, der sich in einer Schrift nicht nur mit dem Apostolicum selber, sondern auch mit seinen Problemen, (vor allem der Schriftgemäßheit, der Verfasserschaft und besonders des sog. Artikels vom *Descensus ad inferos*), kritisch auseinandersetzt; er zeigt sich hier, wenn auch noch nicht polemisch wie in seinen späteren Schriften, so doch bereits als

Verfechter reformatorischer Gedanken (1522!) — so stellt er die Hl. Schrift schon über Kirche, Tradition und Papst — und dies als Laie, und er berührt schließlich auch heute noch aktuelle Probleme.

Die vorliegende Ausgabe der *Indicatura*, die wir Historikern und Theologen zur Lektüre sehr empfehlen möchten, verdanken wir Conradin Bonorand und Konrad Müller. Bonorand, der sich schon längere Zeit mit Vadianstudien beschäftigt, hat den lateinischen Text und die deutsche Übersetzung vorbereitet und kommentiert sowie eine wertvolle Einleitung geschrieben; Müller hat den Text sorgfältig durchgearbeitet und für die Edition bereitgestellt.

Fritz Büsser

PAUL BOESCH †, *Die alten Glasmaler von Winterthur u. ihr Werk*. 286. Neu-jahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1955. 132 Seiten, 1 Farbtafel, 28 Tafeln und 5 Textabbildungen. — Der Verfasser läßt in erster Linie dem Werk der Winterthurer Glasmaler eine sehr sorgfältige Untersuchung zuteil werden; an zweiter Stelle würdigt er das Oeuvre der auswärtigen Meister, welche für Winterthurer Kundschaft gearbeitet haben. Am Anfang steht ein kurzer Überblick über die Glasmalerei in Winterthur im 16. Jahrhundert, denn erst im folgenden Jahrhundert setzt die eigentliche Blüte auf diesem Gebiet ein mit Meistern wie Oswald Kuster, Tobias Erhart, den Mitgliedern der Glasmalerfamilie Jegli, wo Vater, Sohn und Großsohn alle das gleiche Gewerbe ausübten. Neben Christoph Kaufmann, Joachim Häsli, Heinrich Kreutli, Jakob Forrer sowie einzelnen nicht Ortsansässigen, die aber für Winterthur gearbeitet haben, wird nochmals anhand der Familie Weber gezeigt, wie auch hier wieder eine ganze Familie durch Generationen dem gleichen Handwerk treu geblieben ist. Diesmal ist es ein Jakob Weber II., der einen bedeutenden Platz einnimmt, also ein Repräsentant der zweiten Generation, im Gegensatz zu den Jeglis, bei denen der Vater der weitaus begabteste war.

Der Verfasser bespricht jeweils bei den einzelnen Künstlern zuerst ihre Handzeichnungen, beziehungsweise die Scheibenrisse, dann in chronologischer Reihenfolge die Glasgemälde, welche im Auftrag der Stadt Winterthur entstanden, und schließlich diejenigen, welche für andere Besteller angefertigt wurden. Jeder Meister wird somit gleichsam durch eine knapp gefaßte Biographie samt Oeuvrekatalog charakterisiert. Am Schluß eines jeden Abschnittes gibt uns der Autor, außer einem zahlenmäßigen Überblick über die gefertigten und noch erhaltenen Werke der einzelnen Künstler, seine eigenen Eindrücke über die verwendeten Farbsorten, die Technik und die vom einzelnen Meister oft deutlich bevorzugten Themata.

Auf äußerst verdienstvolle Weise hat der Verfasser alle ihm zur Verfügung stehenden archivalischen Quellen studiert und diese in der vorliegenden, klar angeordneten Arbeit verwertet. Wir verdanken ihm denn auch manch wertvolle Richtigstellung von alteingebürgerten Fehlern sowie viele wichtige Ergänzungen.

Jenny Schneider

BENNO HUBENSTEINER, *Die geistliche Stadt. Welt und Leben des Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck, Fürstbischofs von Freising*. Richard Pflaum Verlag, München 1954. 290 S., 8 Tafeln, 14 Abbildungen im Text, 1 Karte, 1 genealogische Tafel. — An Hubensteiners «Bayerischer

Geschichte» (vgl. den kurzen Hinweis in SZG 4 [1954], 433f.) sind mit Recht jene Partien besonders gerühmt worden, die dem Zeitalter des Barocks gelten. Sein neues Werk erscheint nun vollends als Frucht einer persönlichen Affinität, aber auch als Ergebnis gründlichen Quellen- und Literaturstudiums und eines wachen Sinnes für die allgemeine Aussagekraft des Gegenstandes. Weit davon entfernt, sich auf einen Beitrag zur Kirchengeschichte zu beschränken, erfaßt Hubensteiner die ganze Fülle des Lebens und Wirkens Eckhers (1649—1727). Dazu haben Gestalt und Gewicht seiner Persönlichkeit ebenso hingedrängt wie das Bedürfnis nach lebensnaher, unbefangener und umfassender Kenntnis der geistigen und politischen Zustände und Bewegungen im Deutschen Reiche im Zeitalter des Barocks. Die Geschichte eines hervorragenden Fürstbischofs wie Eckher ist dafür besonders geeignet, weil die Vereinigung von kirchlicher, staatlicher und kultureller Betätigung von sich aus auf alle wesentlichen Lebensgebiete und zu den meisten wichtigen Zeitfragen weist. Die innere Organisation eines Fürstbistums, seine Stellung und Bedeutung innerhalb des Reiches, zur Kurie, gegenüber der angrenzenden deutschen Staatenwelt und zuweilen selbst in den europäischen Verhältnissen gehören ebenso ins Bild wie die religiösen, kirchlichen, erzieherischen und sozialen Anschauungen und Bestrebungen, wie das künstlerische Werk der Regierungszeit Eckhers, seine gelehrten Interessen und sein persönlicher Umgang (Meichelbeck!).

Die formalen Vorzüge der «Bayerischen Geschichte» von Hubensteiner haben sich auch seinem neuen Buche mitgeteilt. Ohne je der Zucht des wissenschaftlichen Stils auszuweichen, schreibt er elegant, anschaulich und sicher pointiert. Wer die Welt des süddeutschen Barocks von einer lebensvollen Ganzheit her kennenlernen will, wird von ihm nicht nur auf zuverlässige, sondern auch auf angenehme Wege geführt.

Werner G. Zimmermann

ROLF LIEBERWIRTH, *Christian Thomasius. Sein wissenschaftliches Lebenswerk. Eine Bibliographie*. Thomasiana, Heft 2. Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1955. 213 S. — Die 1694 gegründete Universität Halle, die Mittelpunkt der deutschen Aufklärung wurde, feiert 1955 das 300. Geburtsjahr ihres ersten geistigen Führers, Christian Thomasius (1655—1728). Dieser hervorragende Rechtsgelehrte pflegte nahezu alle Zweige seiner Wissenschaft: römisches Recht, Prozeßrecht, Strafrecht, Kirchenrecht, Völkerrecht und Rechtsgeschichte, darüber hinaus aber auch die Philosophie. Dauernden Ruhm hat er sich erworben als Nachfolger von Grotius und Pufendorf in der Darstellung des Naturrechts, das er als besondere Wissenschaft von der Ethik löste, ferner als Förderer der Wissenschaft vom alten deutschen Recht und als erster Professor, der an einer deutschen Universität auch in deutscher Sprache Vorlesungen hielt. Sein größtes und bekanntestes Verdienst aber liegt darin, daß er die damals noch üblichen Hexenverfolgungen erfolgreich bekämpfte (*De crimine magiae* 1701).

Die vorliegende Jubiläumsschrift stellt die über 300 — größtenteils lateinisch geschriebenen — Werke und Vorlesungsankündigungen des Meisters zusammen und gibt Hinweise auf ihren Inhalt, ihre Entstehung und ihre Wirkung in der Öffentlichkeit. Ferner verzeichnet sie die bisher erschienenene ausgedehnte Thomasiusliteratur. Damit schafft sie eine vortreffliche

Grundlage für eine abschließende Biographie des streitbaren und vielbekämpften Mannes. Sie hat aber auch selbständigen Wert, indem sie umfassende Einblicke in sein reiches Denken und den bewegten Wissenschaftsbetrieb jener Zeiten gibt.

Rudolf Gmür

Historisches Neujaarsblatt. Doppelheft für die Jahre 1953/54. Neue Folge 8. und 9. Band, 1. Reihe 44. und 45. Heft. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertümer von Uri. Buchdruckerei Altdorf, M. Gamma & Cie., 1954. 248 S., mit Ill. — Der 8./9. Band der Neuen Folge bringt eine Edition des *Altdorfer Dorfbüchleins* (1684) von Carl Franz Müller. Die umfangreiche Einleitung bildet dazu den ansehnlichen kulturgeschichtlichen und kommentierenden Rahmen. Anschließend folgt eine Darlegung der Editionsgrundsätze. Man hat dabei gewisse Willkürlichkeiten in der barocken Schreibweise nur zu ernst genommen. Die Probleme mittelalterlicher Handschriftenforschung stellen sich praktisch nicht. Zum Apparat und zur Technik der Register könnten kritische Bemerkungen gemacht werden. Sie enthalten für Spezialisten der Lokalhistorie sehr viele Anhaltspunkte und Analogien zum evtl. eigenen Bedarf, doch muß man sich die Mühe nehmen, alles zu durchgehen. Das Dorfbüchlein selbst ist in erster Linie natürlich ein Dokument lokalen Kolorits mit Verordnungen über Bauten (dazu konnte aus den reichen Ergebnissen der Bürgerhausforschung geschöpft werden), über Quellwasserversorgung, Brunnen, Feuerpolizei, Abgaben, Ämterbesetzung und diverse administrative, zivil- und strafrechtliche und auch kirchliche Belange, kurz eine Illustration des Gemeindelebens und seiner Institutionen, personengeschichtlich bereichert durch Beamtenverzeichnisse (ausgezeichnete Porträts sind beigegeben!). Im selben Heft wird von Dr. Alex Christen ein Sisikoner Dorfbüchlein (1769) veröffentlicht, so daß, mit Ausnahme einer memoirenhaft-anekdotischen Einlage von Alt-Staatsarchivar Dr. Ed. Wymann (S. 231—245), der ganze Band einer bestimmten Spezies von Quellenpublikationen reserviert ist. Damit wird eine lokal- und rechtshistorische Aufgabe erfüllt, wenn auch das Moment der Abwechslung und das mögliche Bedürfnis nach kürzern, unterhaltenden Beiträgen für einmal weniger berücksichtigt worden sind.

Ebikon/Luzern

Anton Müller

A. D. MACKENZIE, *The Bank of England Note. A History of its Printing.* Cambridge University Press 1953. — Das schmucke Bändchen verdient eine kurze Anzeige, ist doch die Bank von England (1694 gegründet) das Vorbild aller Notenbanken geworden und sind die englischen Banknoten mit so großer Sorgfalt und technischem Raffinement gedruckt worden, daß den englischen Werkstätten Druckaufträge für Banknoten aus der ganzen Welt zugeflossen sind.

Historisch mag es vor allem interessieren daran zu erinnern, daß die Chinesen den Europäern wohl tausend Jahre mit dem Gebrauch von Papiergeld voraus waren und daß Marco Polo uns eine Beschreibung der zur Zeit des Groß-Khans Kublai zirkulierenden Noten gegeben hat. Es bleibt bemerkenswert, daß Marco Polo weder Genaueres über den Druck der Geldscheine sagt noch den Charakter der Noten als Zahlungsmittel richtig

beurteilt hat. Vielleicht erklärt das auch z. T., warum es nach Gutenberg noch eine gute Weile ging, bis die Druckerpresse für die Bedürfnisse des Zahlungsverkehrs in Anspruch genommen wurde.

Die Banknote ist aus dem Depositenschein hervorgegangen. Obwohl schon das Altertum (Babylon) und später die italienischen Girobanken Zahlungsverprechen kannten, die als Vorläufer der modernen Banknoten angesehen werden können, so haben doch erst die von der Bank von Schweden 1661 gegen Hinterlage von Kupfer emittierten Depotscheine, Zeitgenossen der in London üblichen *goldsmith's notes* (d. h. von den Goldschmieden ausgegebene Depotscheine), in dem Zeitpunkt die Rolle eines allgemein gebrauchten und überall an Zahlungsstatt angenommenen Währungsgeldes erhalten, als die Bank von England ermächtigt wurde, Noten zu emittieren. Diese sind in einem langen Prozeß von ursprünglich verzinslichen Papieren zu von jedermann gegen das Währungs-Edelmetallgeld umtauschbaren Zahlungsmitteln geworden dank dem Umstand, daß die Notenbank ein Träger und ein Garant des Staatskredites wurde.

Mackenzie legt mit vielen Belegen und in sauberer gelehrter Arbeit die Geschichte der Herstellung der Note dar. Er zeigt, wie dauernd um die Verbesserung der Qualität der Banknote speziell im Kampfe gegen Fälschungen gerungen worden ist und welches die technischen und finanziellen Probleme waren, die sich — bis zur Gegenwart — den Hütern der englischen Währung bei der Versorgung des Publikums mit sowohl handlichen wie auch vertrauenswürdigen Zahlungsmitteln stellten.

Max Silberschmidt

CHRISTOPH VON STEIGER, *Innere Probleme des bernischen Patriziates an der Wende zum 18. Jahrhundert*. Schriften der Berner Burgerbibliothek, Bern 1954. — Das verklärte Bild der bernischen Aristokratie, wie es uns die jüngere historische Literatur bereitet hat — man denke etwa an Feller und auch Guggisbergs Fellenbergbiographie —, schildert das bernische Patriziat in jener historischen Epoche, in der es eine gewisse seelische Reife erreicht hatte. Diesem heiteren Gemälde aus der zweiten Hälfte des Dix-huitième hatte man zwar bisher das düstere aus der Zeit des Bauernkrieges gegenübergestellt, aber niemand war bis jetzt auf die innenpolitisch viel aufschlußreichere Zeit von 1700 eingegangen, da das alte Bern in der *Oligarchie* weniger Cliques zu versinken drohte. Aber die damalige Zeit verging eben ohne irgend welche revolutionäre Ereignisse, und so wurde sie wohl um ihrer Unscheinbarkeit willen übergangen. Um so dankbarer ist man, daß sich der begabte junge Berner Historiker Ch. von Steiger diesem Thema gewidmet und in seiner vorzüglichen Dissertation ein ansprechbares, trotz der Trockenheit der Materie anschauliches Bild der inneren Schwierigkeiten des Berner Patriziates entworfen hat. Steiger zeigt vorerst in einer einprägsamen Situationsschilderung die Ursachen, auch die wirtschaftlichen, der oligarchischen Tendenzen auf, ordnet sie sehr gut in die allgemeinen geschichtlichen Bewegungen ein, weist z. B. auf die Beziehungen zwischen den inneren Cliques und den außenpolitisch bedingten Faktionen hin, und erwähnt schließlich die Gegenkräfte, die sich zur Wehr setzen, darunter auch den Pietismus. Da eine wirkliche innere Reform nicht zustande kam, blieb es bei rein technischen Verbesserungen, z. B. der Einführung der *Los-*

ordnung, die immerhin für die Aufrechterhaltung des innerpatrizischen Gleichgewichts so bedeutend war, daß Steiger sie als «grundsätzliche Weichenstellung der Berner Verfassungsgeschichte» bezeichnet. Ebenso wichtig war, daß in diesem Machtkampf, der sich, verfassungsrechtlich gesehen, zwischen Großem und Kleinem Rat abspielte, jener Sieger war. In den beiden Hauptkapiteln geht Steiger beinahe allzu ausführlich auf die langwierigen Ratsverhandlungen ein. Man hätte es geschätzt, wenn er die oligarchische Gefahr noch etwas konkreter, d. h. mit praktischen Beispielen der Machtpolitik der Familien geschildert und so einiges Material für die soziologische Durchleuchtung des alten Bern gegeben hätte. Erich Gruner

CARL HINRICHS, *Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit*. Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Band 19. «Musterschmidt» wissenschaftlicher Verlag, Göttingen 1954. 254 S. — Diese vorzügliche Schrift untersucht die metaphysischen Wurzeln von Rankes Geschichtsschreibung, vor allem in der «Deutschen Geschichte» und in der «Weltgeschichte». Sie weist u. a. nach, wie wichtig die «Mythologie des neuen Glaubens» von Klassik und Romantik war — in welcher das Prometheus- oder Herkulesymbol magisch wirkten. Die Hauptthese, daß Plotin das vierte konstitutive Element neben Luther, Fichte, Goethe bei Ranke gewesen sei, halten wir allerdings für überspitzt. Neuplatonische Elemente sind bei Ranke oft nachzuweisen; aber sie haben wohl mehr einen mittelbaren als einen direkten Zusammenhang, so daß es uns auch fragwürdig bleibt, ob Creuzers Plotinausgabe (Oxford 1835) auf Ranke eingewirkt habe. Das Thema und gründliche Kenntnisse von Literatur-, Philosophie- und Geistesgeschichte führen aber den gegenwärtigen Ordinarius für neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin auf tiefe Probleme. Im ganzen sind die Zusammenhänge von Hinrichs richtig gesehen und sehr bedeutsam. Das Werk stellt eine echte Bereicherung der Werke über Rankes Geschichtsanschauungen dar und bietet große Zusammenhänge in eindrucklichen Kapiteln.

Die Anschauung, daß das Prometheusymbol ausgeprägt der deutschen Geistesentwicklung zugehört, ist richtig. Immerhin kommt es in der englischen Literatur häufiger vor als Anm. 24, S. 18, annimmt. Zusätzlich wären etwa zu nennen das unvollendete, aber wesentliche lyrische Drama von Hartley Coleridge (1796—1849) «Prometheus» oder Robert Bridges (1844—1930) dichterisches Erstlingswerk «Prometheus, the Fire-Giver» (1883). Eduard Fueter

DIETRICH W. H. SCHWARZ, *Heinrich Meyer-Ochsner. Ein Zürcher Privatgelehrter des 19. Jahrhunderts*. (Neujahrsblatt auf das Jahr 1955, herausgegeben von der Gelehrten Gesellschaft [in Zürich], 118. Stück.) Zürich, Kommissionsverlag Beer & Co. 52 S. mit Bildnistafel. — Schwarz zeichnet das Lebensbild eines Stillen im Lande der Wissenschaft, eines Mannes aber, der uns durch seine Begeisterung für seine und seiner Freunde wissenschaftliche Interessen und durch seine ungemeine Dienstbereitschaft heute noch, nach hundert Jahren, überaus liebenswürdig erscheint, und dessen wissenschaftliche Leistungen auf einzelnen Gebieten für die Schweiz bahnbrechend waren und zum Teil noch zu Recht bestehen.

Theologiestudium, wie es in Zürich bis zur Gründung der Universität das einzig mögliche war, klassische Philologie mit Promotion in Leipzig und wertvollen Editionen römischer Autoren, durch äußere Umstände bedingter Mißerfolg im akademischen Lehramt in Zürich, dann aber, veranlaßt durch archäologische Entdeckungen in der Heimat und die Gründung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich durch Ferdinand Keller, Hinwendung zur Archäologie und bald auch mehr und mehr zur Numismatik, das sind die Etappen im wissenschaftlichen Lebensgang Meyers.

Sein Verhältnis zu dem ungefähr gleichaltrigen Ferdinand Keller war für beide Teile und für die archäologische Forschung in Zürich überaus förderlich. Keller war der Spiritus rector, unternehmungsfreudig, impulsiv, nach außen in Erscheinung tretend; Meyer ordnete sich ein als die rechte Hand des «Dux Ferdinandus», korrespondierend, verzeichnend, sammelnd, dabei Anregungen des Freundes zugänglich, Anregungen, die er auf dem Gebiete der schweizerischen Münz- und Medaillenkunde und der antiken Münzfunde zu selbständigen Arbeiten von dauernder Bedeutung entwickelte. Reisen nach London, München und Wien weiteten die Kenntnisse; Paris wurde nur kurz besucht; in einer gewissen Ablehnung französischen Wesens und französischer Wissenschaft seit etwa 1830 stand Meyer — die Bestände der ehemaligen Stadtbibliothek bezeugen es — in Zürich nicht allein. Bei der Beurteilung der unermüdlichen wissenschaftlichen Tätigkeit Meyers ist freilich nicht außer acht zu lassen, daß sich dieser unabhängiger ökonomischer Verhältnisse und eines geruhsamen Familienlebens erfreute.

Der umfangreichen Korrespondenz Meyers verdanken wir wertvolle Einblicke in die schweizerische Gelehrten Geschichte des 19. Jahrhunderts. Am kostbarsten sind die Briefe Johann Jakob Bachofens (die Gegenbriefe Meyers sind leider verloren), der sich gegen den gesinnungs-, wenn auch nicht temperamentsverwandten Zürcher rückhaltlos über politische Zustände und über Personen, auch über wissenschaftliche Koryphäen, äußert. Ein Brief Bachofens aus dem Jahre 1869 enthält eine Prophezeiung über die Zukunft Europas («Ich fange an zu glauben, daß der Geschichtschreiber des 20. Jahrhunderts nur noch von Amerika und Rußland zu reden haben wird»), die Jacob Burckhardt nicht düsterer hätte formulieren können.

Felix Burckhardt

Il Ticino in cifre, 1803—1953. A cura dell'Ufficio Cantonale di Statistica. Tip. A. Salvioni & Co., Bellinzona 1954. 76 pp., XXXV tav. col. f. t. — Nel 1953, celebrando dignitosamente il Ticino il suo centocinquantésimo di appartenenza alla Confederazione come libero Stato, il Governo promosse la stampa di opere documentarie di quel periodo storico: come gli «Annali» di Stefano Franscini che giacevano inediti, uno studio su «L'Arte e le tradizioni popolari del C. T.» e questa Statistica che, corredata da molte tavole di specchiante evidenza commentate nel testo affrontato, rappresenta un compendio dei più sicuri, è una conclusione autorevole e un documento fondamentale per una conoscenza non affrettata nè superficiale della vita ticinese.

Agli studi statistici è legato, e non solo per le cose ticinesi ma anche per quelle svizzere, il nome del Franscini, alla cui opera, massimamente «La Svizzera Italiana» apparsa fra il 1837 e il 1840, bisogna continuamente

rifarsi per un'informazione accreditata sui problemi e gli aspetti di vita ticinese di allora.

Giusto un secolo dopo Antonio Galli, che nella sua qualità di magistrato della Repubblica aveva del paese una conoscenza informatissima, riprendeva il discorso del Frascini conducendolo avanti nelle sue «Notizie sul C. T.» appunto fino al 1937. Per dire di due opere fondamentali, alle quali il riferimento non può essere che obbligato, mentre altri ticinesi, e anche dei confederati, venivano appassionandosi ai problemi del Ticino, esplorandoli partitamente.

Lavorando su questo materiale e sui documenti di cui dispone l'Ufficio di Statistica che dirige, Elmo Patocchi ha potuto illuminare il gran quadro della vita di un popolo nei suoi primi centocinquant'anni di autonomo governo, con istruttivi ed eloquenti riallacciamenti al passato e perspicui commenti del presente. Davvero che se si tien conto del breve spazio di tempo da quando il paese potè governarsi da sè e darsi volto e struttura di Stato, un senso di legittima fierezza è consentito ai ticinesi che ripercorrono attraverso le pagine di questo libro la progressiva evoluzione del paese, pur tra difficoltose esigenze e preoccupazioni che sono sempre di attualità: come lo spopolamento delle valli che vantano un non invidiabile primato, la diminuità natalità, l'immigrazione in crescendo di gente di stirpe e di lingua diverse.

G. Martinola

G. C. L. SISMONDI, *Epistolario*, a cura di Carlo Pellegrini. Volume quarto 1836—1842 e Appendice. La Nuova Italia, Firenze 1954. 561 S. — Nach langjährigen Bemühungen um Sismondi ist es Pellegrini gelungen, die Gesamtausgabe mit einem vierten Bande, der 216 Briefe enthält, zum Abschluß zu bringen. Die Aufgabe war groß, da das Material aus schweizerischen, italienischen und französischen Bibliotheken und privaten Archiven zusammengetragen werden mußte. Die Liste der von J. R. de Salis aufgeführten Briefe (Thèse compl. zu seiner Sismondi-Biographie, 1932) konnte erweitert und vervollständigt werden. Das Sismondi-Bild allerdings hat sich kaum verändert und ist höchstens verdeutlicht und in Details ergänzt worden. — In diesen letzten Jahren seines Lebens, die Sismondi z. T. in Italien verbringt, verfaßt er kleinere politische und wirtschaftstheoretische Abhandlungen, legt alte wieder neu auf und arbeitet an seiner *Histoire des Français*, von der Band um Band erscheinen. Seine Briefe gewähren Einblick in die Arbeitsweise, die noch weitgehend den Charakter des 18. Jahrhunderts trägt. Mit Interesse verfolgt Sismondi die politische und wirtschaftliche Entwicklung in Frankreich; er steht dem Julikönigtum nahe, obschon auch er die geistige Spannungslosigkeit und das Überhandnehmen materieller Interessen kritisch beobachtet. Mit seinen italienischen Korrespondenten (vor allem Gian Pietro Vieusseux) bespricht er italienische Fragen, wobei er sich einmal persönlich über die wirtschaftliche Situation des Agro Romano informiert. Seine Kritik an der römischen Aristokratie ist außerordentlich scharf und wirkt ungemein modern. Es sei hier darauf hingewiesen, daß Sismondi 1838 die schweizerischen Behörden zu beeinflussen sucht, dem französischen Auslieferungsbegehren gegen Louis Napoleon nachzugeben; ein schweizerischer Widerstand werde zur Katastrophe führen. Überhaupt wendet er sich nun scharf gegen die Radikalisierung Genfs unter

Fazy und verfolgt kritisch die allgemeine Demokratisierungsbewegung in der Schweiz. Der Briefwechsel in seiner Gesamtheit bietet uns eine lebendige Illustration für die Zeit von Napoleon bis in die 40er Jahre, gesehen in der Perspektive eines gemäßigten Liberalen des Coppet-Kreises.

R. v. Albertini

WERNER AMMANN, *100 Jahre Spinnerei an der Lorze, Baar*. Baar 1954. 247 S. — In großen Zügen ist zwar die Geschichte der schweizerischen Baumwollindustrie bekannt. Dies hindert nicht, daß deren Entwicklung in verschiedenen Landesteilen und während gewisser Zeitabschnitte noch nicht in allen Einzelheiten klargelegt ist. Die bestehenden Lücken zu schließen, kann wenigstens teilweise Aufgabe der Firmengeschichten sein.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift war darauf bedacht, das Werden und Wachsen des bedeutendsten Unternehmens der zugerischen Baumwollspinnerei in einen weiteren textilgeschichtlichen Rahmen zu stellen, wobei nicht nur die Geschichte der Baumwollspinnerei in der Schweiz, sondern auch deren Mechanisierung in England berücksichtigt wurde. Schon die Entstehungsgeschichte der im Sommer 1855 dem Betrieb übergebenen Baarer Spinnerei ist bemerkenswert, indem der Initiant der Neugründung jener aus Ägeri stammende Wolfgang Henggeler war, der von 1834 an sukzessive die beiden Spinnereien in seiner engeren Heimat ins Leben gerufen hatte, die Mitbeteiligten aber Besitzer und Teilhaber von Spinnereien und Webereien in anderen Kantonen waren. Die Darstellung der Entwicklung des Unternehmens bis zur Gegenwart stützt sich auf die seit der Gründungszeit noch fast lückenlos vorhandenen Geschäftspapiere. Sie vermag daher einen klaren Einblick in die Geschäftsbeziehungen, die Herkunft und den Verbrauch des Rohmaterials, in den Garnabsatz und die Finanzierung der Firma zu vermitteln, in deren Leitung von Anfang an eine zugerisch-zürcherische Zusammenarbeit bestand. Darüber hinaus erhalten wir Auskunft über die im Laufe der Zeit eingeführten technischen Neuerungen, Aufschluß über die Preisbewegungen von Rohbaumwolle und Garn, über die Auswirkung der von der Schweiz mit fremden Staaten abgeschlossenen Handelsverträge, der verschiedenen Wirtschaftskrisen und nicht zuletzt der bewaffneten Konflikte in Europa und Übersee auf Produktion, Absatz und Geschäftsergebnis. Wir erfahren, daß das Unternehmen in der Frühzeit aus eigener Initiative zur Verbesserung der Verkehrswege schritt, werden über dessen Sozialleistungen orientiert und vernehmen, daß es in beträchtlichem Maße den Zuwachs und die Zusammensetzung der Bevölkerung in der Gemeinde Baar beeinflußt hat. Verschiedene Tabellen und graphische Darstellungen ergänzen den Text dieser Jubiläumsschrift, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Baumwollindustrie unseres Landes darstellt.

Walter Bodmer

(CHESTER I. BARNARD), *The Rockefeller Foundation Directory of Fellowship Awards for the Years 1917—1950*. 49 West 49th Street, New York (o. J.). — Dieses vom bisherigen Präsidenten der Rockefeller-Stiftung Ch. I. Barnard eingeleitete und von der Stiftung herausgegebene Katalog- und Adressenverzeichnis der im Zeitraum von 35 Jahren von der Foundation

mit Forschungsbeiträgen unterstützten Gelehrten beinahe der ganzen Welt (75 Länder) dürfte auch hier auf Interesse stoßen, geht doch daraus hervor, daß nicht weniger als 92 in der Schweiz wohnhafte Wissenschaftler zu den Nutznießern gehört haben. Die Stiftung hat, entsprechend den Intentionen des Gründers, in erster Linie medizinisch-hygienische Ziele verfolgt, d. h. daß der Kampf gegen Seuchen und für eine bessere Organisation der Krankenpflege in sozial rückständigen Ländern, dann aber auch die medizinische Forschung selbst (z. T. in den Rockefeller-Instituten) im Vordergrund stand und noch steht, so daß von den 6350 Stipendien über die Hälfte der Sektion Hygiene und der Abteilung Medizin zugeteilt worden sind. Ungefähr ein Fünftel entfällt auf die Naturwissenschaften (und hier mehr auf die biologischen als die physikalischen Gebiete), und etwa gleichviel auf die Sozial- und Geisteswissenschaften (über 1200 Stipendien), wobei die Sozialwissenschaften den «Humanities» bei weitem vorgezogen worden sind. Der im ganzen aufgewendete Betrag erreichte 19 Millionen Dollar.

Als Wegleitung schwebte den Treuhändern vor, «versprechende Persönlichkeiten auszuwählen und diese — im Rahmen des Generalprogramms der Stiftung — so zu unterstützen, daß sie in die Lage kämen, einen Beitrag zu leisten zur Forschung, zur Lehre und zum öffentlichen Dienst». Kandidaten waren fast immer nur Leute, die im Berufsleben standen und von ihren eigenen vorgesetzten Behörden empfohlen werden konnten.

Die Art der Verwendung des Stipendiums richtete sich ausschließlich nach den Studienbedürfnissen der Kandidaten, die — nach Verständigung mit den Stiftungsorganen — freie Hand in der Wahl der von ihnen zu besuchenden Institute, Betriebe, Länder etc. hatten. Die Tatsache, daß Dutzende der heute in der Schweiz auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten tätige Professoren, öffentliche und private Funktionäre in führenden Stellungen, Ärzte, Schriftsteller usw. in den Listen verzeichnet sind, zeigt, in welcher großzügiger Weise die Rockefeller Foundation seit den Tagen des ersten Weltkrieges bestrebt war, die Rolle Amerikas in der Welt nicht auf den Kriegs- und Wirtschaftseinsatz des Staates zu beschränken, sondern in Treuhandschaft übergegangene private Mittel für eine Art «wissenschaftlichen Marshallplan» auf globaler Basis nutzbar zu machen. Max Silberschmidt

ARNOLD KÜMMERLI, *Heimatbuch von Thunstetten*. I. Band: Vom Altertum bis zur Reformation. Oberland-Verlag, Interlaken 1952. 564 S. — Es ist nicht ganz leicht, dem Verfasser dieses gewichtigen Bandes gerecht zu werden. Die Tatsache allein, daß er auf 564 eng bedruckten Seiten die Geschichte des Dorfes Thunstetten bloß bis in die Reformationszeit führt, spricht schon für einen Forscherfleiß, der höchste Anerkennung verdient. Es darf wohl ruhig angenommen werden, daß ihm keine noch so geringe Notiz entgangen ist, die geeignet erscheint, irgend ein Licht auf seinen Gegenstand zu werfen. Dabei wird man es als selbstverständlich hinnehmen, daß dieser erste Band nicht so sehr das eigentliche Dorf als vielmehr die ehemalige Johanniter-Kommende Thunstetten in den Vordergrund der Darstellung rückt. Indem der Verfasser den gesamten Urkundenbestand des einstigen Ritterhauses sowohl im Originaltext wie in neudeutscher Übertragung wiedergibt, wird seine Ortsgeschichte gleichzeitig zu einem Urkundenbuch, das für sich allein schon dem Historiker wertvolle Dienste leistet, wenn es auch auf jeden wissenschaftlichen

Apparat verzichtet und sich mit dem Abdruck früherer Quelleneditionen begnügt, wo solche vorliegen; für das 15. Jahrhundert wird manches Stück erstmals im Drucke vorgelegt. Mit seinem überaus reichen Material bildet das Werk somit sicher eine erfreuliche Bereicherung unserer ortsgeschichtlichen Literatur.

Einige Bedenken hinsichtlich der Anlage des Werkes und der Arbeitsweise seines Verfassers können indessen doch nicht verschwiegen werden. Man versteht es zwar, daß der Verfasser, wie jeder, der eine Ortsgeschichte schreibt, vor einem gewissen Dilemma stand. Der Leserkreis, an den er sich in erster Linie wendet, die Bevölkerung seines Dorfes, bringt naturgemäß nur sehr allgemeine geschichtliche Vorkenntnisse mit sich und wird auch ein weiteres Ausholen in die allgemeinen Voraussetzungen jeder Epoche dankbar begrüßen. Auf der andern Seite aber hat Paul Kläui in seiner ausgezeichneten Einführung in die Ortsgeschichte sicher mit Recht darauf hingewiesen, daß es nicht sinnvoll sein kann, wenn jede einzelne Ortsgeschichte die großen Züge der allgemeinen Entwicklung wieder neu darstellt und ausmalt; ihr eigentliches Feld ist das historische Detail, zu dem möglichst knapp der allgemeine Rahmen umrissen werden soll. So tut der Verfasser der Ortsgeschichte von Thunstetten des Guten entschieden zuviel mit seinen breiten Ausführungen über die Helvetier und Römer, über die Alamannen und die allgemeine Organisation des Johanniterordens und über den allgemeinen Geist des Mittelalters, in denen die für Thunstetten spezifisch bedeutsamen Tatsachen rettungslos ertrinken. Dazu kommt, daß ihm doch die historische Fachbildung abgeht, um diese Themen in solcher Breite zu erörtern; vor allem fehlt ihm das kritische Unterscheidungsvermögen, um die Masse der von ihm benützten Literatur zu sichten und zu werten. Ohne Unterschied werden überholte und moderne, zweifelhafte und gesicherte Forschungsergebnisse nebeneinandergestellt, wobei oft äußerlich bestechenden Fabeln der Vorzug gegeben wird vor den nüchternen Ergebnissen seriöser Forschung; man vergleiche hierzu vor allem das Kapitel über die Helvetier. Gerade einem Werke, das sich an einen so breiten Leserkreis wendet, möchte man in dieser Hinsicht mehr Vorsicht wünschen, da falsche historische Vorstellungen ja ohnehin weit genug verbreitet sind.

Hans Sigrüst

FERNAND LOEW, *Les Verrières. La vie rurale d'une communauté du Haut-Jura au moyen âge*. La Baconnière, Neuchâtel 1954. 400 p. — L'auteur de cette monographie régionale s'est attaché à décrire les conditions de vie des premiers colons de la mairie des Verrières, qui forma une unité dès le XV^e siècle. Située à cheval sur un col secondaire du Jura — peu fréquenté au moyen âge, éclipsé qu'il était par le célèbre passage de Jougne —, cette région ne fut peuplée qu'assez tard, vers le début du XIV^e siècle. Pour en développer la population, les comtes de Neuchâtel accordèrent des franchises à ceux qui s'y établissaient.

L'étude de M. Loew offre un grand intérêt, car elle se fonde essentiellement sur des sources d'archives inédites, dont l'auteur cite à chaque page, ou presque, des extraits fort bien choisis. L'historien, comme le simple lecteur curieux de connaître mieux le moyen âge neuchâtelois, trouveront dans ces pages une multitude de données précises, groupées par chapitres rela-

tifs aux divers aspects de la vie économique et sociale de la *Générale communauté* de ces francs-ahergeants, dont l'importance ne cessa de croître.

Les chapitres consacrés à la condition des gens et des terres fournissent en particulier des points de comparaison fort intéressants pour toute étude future, locale ou générale, du moyen âge jurassien.

Peu de théorie, beaucoup de citations, telle est la caractéristique de cet ouvrage que viennent enrichir quelques tableaux de statistique économique et vingt-six pièces justificatives publiées en annexe. L'auteur a en outre facilité la consultation de son travail par un index fort bien établi.

Olivier Dessemontet